

# KINDER DER SONNE





# KINDER DER SONNE

von Maxim Gorki  
Deutsch von Ulrike Zemme

Pawel Fjodorowitsch Protassow: Guy Clemens  
Lisa, seine Schwester: Anne Rietmeijer  
Jelena Nikolajewna, seine Frau: Anna Blomeier  
Dmitri Sergejewitsch Wagin: Victor IJdens  
Boris Nikolajewitsch Tschepurnoi: Dominik Dos-Reis  
Melanija, seine Schwester: Jele Brückner  
Nasar Awdejewitsch: Konstantin Bühler  
Jegor, *Schlosser*: Michael Lippold  
Antonowna, *Haushälterin*: Karin Moog  
Roman, *Hausmeister*: Alexander Wertmann  
Fima, *Dienstmädchen*: Amelie Willberg  
Luscha, *Dienstmädchen*: Emily Lück

Statist\*innen: Tim Brockmann, Marta Grabski, Christoph Lux, Christian Paul, Meral Pektaş, Anna Trier, Taner Yenipinar

Regie: Mateja Koležnik  
Bühne: Raimund Orfeo Voigt  
Kostüm: Ana Savić-Gecan  
Soundtrack: Lukas Tobiassen  
Klanggestaltung: Jordi Zoet  
Lichtdesign: Bernd Felder  
Dramaturgie: Angela Obst

Mateja Koležnik und Raimund Orfeo Voigt bedanken sich insbesondere bei Lukas Theune, Konstruktion, für die große Unterstützung.

Regieassistent: Linda Hecker  
Bühnenbildassistent: Lan Anh Pham  
Kostümassistent: Lara Katarina Suppe  
Dramaturgieassistent: Marvin L. T. Müller  
Dolmetscherin: Anja Wutej  
Sprachcoaching: Roswitha Dierck  
Soufflage: Arian Schill  
Inspizienz: Christiane Dolnik  
Regiehospitantz: Leonie Wendt, Ameli Uszball  
Kostümhospitantz: Paula Engert  
Englische Übertitel: Jonas Kiesel, Henry Klur

Premiere: Freitag, 7. Oktober 2022, Schauspielhaus  
Dauer: ca. 1 Stunde 50 Minuten

Aufführungsrechte: Rowohlt Theater Verlag, Hamburg



## SYNOPSIS

DE

Draußen grassiert die Cholera. Derweil hat der Chemiker Pawel Protassow, Sohn eines Generals, über seinen biochemischen Experimenten fast seinen gesamten Besitz aufgebraucht. Der Hausbesitzer Nasar Awdejewitsch, der große industrielle Pläne hat, sieht von ihm schon lange keine Mietzahlungen mehr. Während Protassow unablässig nach dem Ursprung des Lebens forscht, zweifelt seine Frau Jelena an ihrer Ehe und verbringt immer mehr Zeit mit Wagin, Protassows Neffen, einem Künstler. Protassows jüngere Schwester Lisa ist psychisch krank und von blutigen Visionen (oder erinnerten Bildern) geplagt. Ihr hingebungsvoll zugewandt ist der Tierarzt Tschepurnoi, der seit zwei Jahren in Protassows Haus ein und aus geht, während seine Schwester Melanija, eine reiche Witwe, die Nähe Protassows sucht, der nicht erkennen mag, dass sich hinter ihrem wissenschaftlichen Interesse Liebe verbirgt. Zum Hause Protassow gehören darüber hinaus die Angestellten: die Haushälterin Antonowna, die versucht, in diesem nervösen Haus Ordnung zu halten, das junge Dienstmädchen Fima, das längst weiß, dass nur eine finanziell abgesicherte Heirat ihr eine Zukunft ermöglicht, die der Hausmeister Roman eben nicht bieten kann, und Jegor, ein Schlosser, der ein Alkoholproblem hat und seine Frau schlägt, aber für Protassow handwerkliche Wunderwerke vollbringt.

Während in den eigenen vier Wänden über die Aufgabe der Kunst, den Fortschritt und die Erziehung der Massen nachgedacht wird, bricht sich draußen unbeachtet die Epidemie Bahn. Und rasant nehmen emotionale Verwicklungen und äußere Ereignisse an Fahrt auf:

Melanija gesteht Protassow ihre Liebe, Wagin kämpft um Jelena, und Nasar Awdejewitsch versucht, den finanziell ruinierten Protassow zu überzeugen, als Chemiker in seiner Fabrik zu arbeiten. Lisas psychischer Zustand wird immer beunruhigender. Als sie Tschepurnoi endgültig abweist, bringt dieser sich um. Jegors Frau, die an der Cholera erkrankt ist, ruft Jelena um Hilfe, und nun steht die Epidemie plötzlich unübersehbar vor Protassows Haus. Längst hat sich Aufruhr auf den Straßen gebildet, Gerüchte machen die Runde, Protassow sei mit seinen Experimenten verantwortlich für Krankheit und Tod. Und dann steht ein aufgeheizter Mob, angeführt von Jegor, vor der Tür ...

Maxim Gorki schrieb *Kinder der Sonne* 1905, wenige Tage nach einer großen Demonstration, die als „Petersburger Blutsonntag“ in die russische Geschichte einging. Der Marsch von Hunderttausenden Arbeiter\*innen, die dem Zaren eine Bittschrift für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen überreichen wollten, endete in einem Massaker. Der Augenzeuge Gorki, der sich in einem öffentlichen Brief gegen den Zaren wandte, kam ins Gefängnis, die berühmte „Peter-Paul-Festung“. Dort, angeblich unter großem Gelächter, entstand *Kinder der Sonne*. Die Handlung verlegte er, um der Zensur zu entgehen, in die Zeit um 1892, als eine große Hungersnot und Unruhen infolge einer Choleraepidemie an der unteren Wolga wüteten.

EN

Outside, cholera is spreading. Meanwhile, the chemist Pawel Protassow, a general's son, has used up almost all his possessions on his biochemical experiments. The owner of the house, Nasar Awdejewitsch, who has big industrial plans, has not seen any rent payments from him for a long time. While Protassow ceaselessly researches the origin of life, his wife Jelena doubts their marriage and spends more and more time with Wagin, Protassow's nephew, an artist. Protassow's younger sister Lisa is mentally ill and plagued by bloody visions. Devoted to her is the veterinarian Tschepurnoi, who has been in and out of Protassow's house for two years, while his sister Melanija, a rich widow, seeks the proximity of Protassow, who may not realise that there is love behind her scientific interest. The house of Protassow also includes its servants: the housekeeper Antonowna, who tries to keep order in this nervous house, the young maid Fima, who has long known that only a financially secure marriage will give her a future that the caretaker Roman just cannot offer, and Jegor, a locksmith who has a drinking problem and beats his wife, but who performs miracles of craftsmanship for Protassow.

While they ponder the task of art, progress and the education of the masses within their own four walls, the epidemic breaks its course unnoticed. And emotional entanglements and external events rapidly pick up speed:

Melanija confesses her love to Protassow, Wagin fights for Jelena, and Nasar Awdejewitsch tries to convince the financially ruined Protassow to work as a chemist in his factory. Lisa's mental state becomes more and more worrisome. When she finally rejects Tschepurnoi, he kills himself. Jegor's wife, who has contracted cholera, calls Jelena for help, and now the epidemic is suddenly conspicuous outside Protassow's house. An uproar has long since formed on the streets, rumours are spreading that Protassow's experiments are responsible for the disease and its deaths. And then an inflamed mob, led by Jegor, is at the door ...

Maxim Gorki wrote *Children of the Sun* in 1905, a few days after a large demonstration that entered Russian history as "St. Petersburg Bloody Sunday". The march of hundreds of thousands of workers who wanted to present the tsar with a petition for better working and living conditions ended in a massacre. The eyewitness Gorki, who wrote a public letter against the Tsar, was sent to prison, the infamous "Peter and Paul Fortress". There, amid great laughter, he wrote *Children of the Sun*. To escape censorship, he moved the plot to the period around 1892, when a great famine and unrest due to a cholera epidemic were raging on the lower Volga.



## DER CHOLERATUMULT IN SARATOW 1892

Die wohlmeinenden Vorkehrungen, die beim Ausbruch der Cholera im Innern Russlands von Seiten der Regierung zur Verpflegung der Erkrankten wie zum Schutz gegen die böse Seuche getroffen wurden, rufen bei den unteren Schichten der Bevölkerung allenthalben törichte Widersetzlichkeit und Erbitterung hervor, die sich namentlich in den Städten längs der Wolga in heftigen Ausschreitungen, ja vielleicht sogar blutigen Gewalttaten Luft macht. Überall haben die Behörden nicht bloß den Kampf mit der schrecklichen Epidemie, sondern auch mit der Unwissenheit und Rohheit des von Ruhestörern aufgehetzten Volkes zu führen. Nachdem in Astrachan am 21. und 22. Juni 1892 der rasende Pöbel mehrere nach dem Hospital fahrende Sanitätswagen zertrümmert und hierauf das Cholerahospital erstürmt und in Brand gesteckt, die Kranken ins Freie geschleppt, die Krankenpfleger und Ärzte aber furchtbar gemisshandelt oder getötet hatte, wiederholten sich ähnliche Gräuelszenen auch in Zarizyn [das heutige Wolgograd], Kamyschin, Saratow, Wolsk, Chawalynsk und anderen wolgaaufwärts gelegenen Städten. In Saratow, wo unter der Menge ebenfalls alle jene albern

Gerüchte Glauben fanden, als ob die Ärzte die Cholera erfunden hätten und verbreiteten, die Polizei mit Gewalt Kranke und Gesunde in die Hospitäler bringe und daselbst niemand wiederhergestellt, sondern vielleicht sogar Lebende eingesargt würden, kam es am 28. Juni zu einem argen Tumult. Bereits um 8 Uhr morgens sammelten sich auf dem oberen Bazar und den umliegenden Straßen Volksgruppen an, die ihrer gehässigen Stimmung gegen die Polizei und die Ärzte Ausdruck geben. An einer dieser Gruppen fuhr ein Fremder vorüber, den man für einen Arzt hielt, vom Wagen riss und misshandelte; nicht besser erging es einem jungen Realschüler, der auf dem Weg zur Schule vorbeikam und die Menge zu beschwichtigen sowie den Bedrängten zu befreien suchte. Mit wildem Geschrei stürzte sich der Pöbel auf die beiden und schlug sie mit Steinen tot. Dann zog die immer zahlreicher werdende Rotte durch die Straßen der Stadt, drang in die Woh-



Das brennende Hospital von Astrachan

nungen des Polizeimeisters und mehrerer Ärzte ein und zertrümmerte alles, zerstörte eine in der Nähe gelegene Apotheke und wurde nur durch das energische Auftreten des Militärs an der Fortsetzung ihres Vernichtungswerkes gehindert. Eine andere Gruppe der Aufrührer hatte inzwischen ebenso vandalisch in dem Amtslokal des ersten Polizeibezirks gehaust und an den Polizeibeamten ihre Wut ausgelassen, mehrere des Weges kommende Krankenwagen zertrümmert und war hierauf in das Cholerahospital eingedrungen, wo man die dort liegenden Kranken aus den Betten riss und auf die Straße schaffte, das Wärterpersonal schlug und verfolgte und das Hospitalgebäude schließlich niederbrannte. Die Volksmenge beantwortete die Aufforderung zum Auseinandergehen mit Steinwürfen, die einen Soldaten am Kopf verletzten; darauf wurde eine Salve aus zehn Gewehren abgegeben, die mehrere Ruhestörer verwundete und einen derselben tötete. Jetzt flüchtete die Menge, und nachdem einige der ärgsten Schreier verhaftet sowie die Plätze und Straßen mit Militär besetzt waren, unterblieben weitere Ausschreitungen in der Stadt.

*Illustrierte Zeitung Nr. 2565  
27. August 1892*

## DER BLUTSONNTAG IN PETERSBURG 1905

... Als die Menge die lange Soldatenreihe erblickte, die ihr den Weg zur Brücke versperrte, ließ sie sich durch diesen dünnen, grauen Zaun nicht zurückhalten. Ganz hinten, jenseits des Flusses, sahen die Menschen ein großes, dunkles Haus – da wartete „er“ auf sie, der Zar, der Herr dieses Hauses. Groß und stark, gut und liebevoll wie er war, konnte er unmöglich seinen Soldaten befehlen, sein Volk nicht zu ihm zu lassen – das ihn liebte und mit ihm über seine Nöte sprechen wollte. Eine Stimme rief mitleidig: „Die armen Soldaten frieren ja so ...“ „Hurra, die Soldaten!“, schrie jemand. Ein paar Männer traten vor und schritten, weiße Tücher schwenkend, auf den Offizier zu. „Wir wollen zu unserm Zaren ...“ „In vollkommener Ruhe und Ordnung ...“ „Zurück! Ich lasse schießen!“ Als in der Menge der Ruf des Offiziers vernommen wurde, beantwortete seine Worte ein dumpfes Echo des Stauens. „Wie kann da von Schießen die Rede sein? Wozu das alles?“, fragte gesetzt ein älterer Mann. Da – mit einem Mal knatterte etwas ungleichmäßig trocken durch die Luft, erbebt und schlug in die Menge, als wären es Dutzende unsichtbarer Peitschen. Für eine Sekunde waren alle Laute plötzlich wie eingefroren. „Blinde Schüsse“, sagte – oder fragte – eine farblose Stimme. Aber dann vernahm man hier und da ein Stöhnen – zu Füßen der Menge lagen menschliche Leiber! Und wieder knatterte eine Gewehrsalve, noch lauter, noch ungleichmäßiger. Menschen stürzten – zu zweien, zu dreien –, hockten auf der Erde, griffen sich an den Leib, liefen hinkend davon, krochen durch den Schnee – und ließen überall grellrote Flecken. In der

Menge schrie jemand laut, hysterisch: „Das war ein Irrtum! Ein Irrtum war das, Brüder! Man hat uns für andere gehalten ... es muss sich ja gleich aufklären!“ Die Soldatenwand kam ins Beben und öffnete sich. Schnaubend tänzelten Pferde durch die gebildete Öffnung. Es war, als ob ein Sturmwind den Menschen ins Gesicht fuhr ... Alle rasten davon, sie stießen einander, warfen sich gegenseitig um, sprangen über Tote, ließen Verwundete fallen. Das schwere

Pferdegetrappel holte sie ein, die Soldaten brüllten, ihre Pferde setzten über Verwundete, Tote und Gestürzte, die Säbel funkelten. Entsetzensschreie und Schmerzgeheul durchschnitten die Luft; dazwischen hörte man das Sausen des Stahles, sein Aufschlagen auf Knochen. Das Geschrei der Niedergeschlagenen floss zu einem dumpf dröhnenden, langgedehnten Stöhnen zusammen ... Als das Pferdegetrappel in der Ferne verhallt war, machten die Menschen keuchend halt und blickten sich mit weit aufgerissenen Augen an. Plötzlich erklang unheilverkündend ein Signalhorn. Die Soldaten warfen die Gewehre hoch, legten an und erstarrten in einer starren, gleichförmigen Pose. Die lange Reihe der Bajonette hing ungleich, unruhig in der Luft: Manche waren zu hoch nach oben gerichtet, andere zu tief nach unten, nur wenige zielten den Menschen gerade auf die Brust; sie alle wirkten fast weich, sie zitterten, und es war, als wollten sie schmelzen, sich biegen ... Eine Stimme schrie voller Entsetzen und Ekel: „Was tut ihr? Ihr Mörder!“ Ein starker, ungleichmäßiger Ruck fuhr durch die Reihe der Bajonette – wie erschrocken fiel eine Salve ... Und noch eine ...

Maxim Gorki







DIE ERSTE VORSTELLUNG VON *KINDER DER SONNE*  
Vladimir I. Nemirovič-Dančenko

Schon am frühen Morgen kursierten Gerüchte in der Stadt, dass die Aufführung von Gorkis Stück von der „Schwarzen Hundertschaft“\* verhindert werden sollte. Dann kamen Nachrichten, dass die Auflösung des Künstlertheaters, als eine Brutstätte der Revolution, bevorstehe. Dennoch war das Theater am Abend voll. Um die Zuschauer zu beruhigen, organisierte das Theater auf der Straße und im Hof Wachmannschaften. Immerhin erreichten wir den Schlussakt ohne besondere Vorfälle. Da geht es nun um die Cholera-Aufstände: Die wütende Menge fällt über den Professor her, es manifestiert sich das fatale Misstrauen der Analphabeten gegenüber der Intelligenzia. Als ich diese Schlusszene inszenierte, wollte ich stolz einen neuen Einfall vorführen: die Massenszene nicht in gewohnter Weise des Künstlertheaters in bunter Vielfalt mit differenzierten Typen arrangieren, sondern als monotone Menge. Meine ganze Arbeitermasse bestand aus einer Gruppe von Bauarbeitern, alle gleich angezogen, kalkweiß, ausgerüstet mit Kelle oder Spaten. Nichts an der Szene mutete tragisch an: Die Arbeiter gehen mit drohenden Fäusten auf den Professor los, er zieht sich zurück, sich in Notwehr mit seinem Taschentuch verteidigend. Seine Frau läuft zwar mit einem Revolver vor das Haus, aber da werden die Aufständischen schon mit einem Brett niedergeschlagen. Die Szene wurde in der Generalprobe als ein sehr heiterer Vorgang verstanden, was uns etwas verwirrte. Als wir den Autor fragten, ob dies seiner Konzeption entgegenstünde, sagte er dazu nur: „Lasst die Leute lachen!“

Ach ja! Wie doch die Stimmung des Publikums die Karten neu zu mischen vermag. Als nämlich aus den Kulissen die ersten Stimmen der empörten Arbeiter hörbar wurden – und wir wollten damit natürlich durchaus lebensecht sein –, begann sich das Publikum vor Angreifern zu schützen. Mit herannahendem Lärm wuchs die Erregung, Gemurmel wurde laut, die Leute sahen sich um und erhoben sich. Als dann Kačalov auf seinem Rückzug mit dem Taschentuch auftauchte, die bedrohlich gestikulierenden Bauarbeiter ihm auf den Fersen, wurden Rufe laut, kam Tumult auf. Sobald die Germanova mit gezogenem Revolver auftrat, brach im Parterre Hysterie aus, später auf den Rängen, dann im Hintergrund des Zuschauerraumes. Ein Teil der Zuschauer kämpfte sich mit den Ellbogen zu den Ausgängen durch; andere versuchten lauthals, die Ängstlichen aufzuklären, dass die Vorgänge doch nicht Realität seien, sondern Teil einer Vorstellung. Jemand schrie „Wasser!“, andere riefen „Aufhören!“ – „Nicht mit unseren Nerven spielen!“ Mit gebrochener Stimme kreischte eine Frau „Serioša! Serioša!“, ein berühmter Ballett-Tänzer krümmte sich in hysterischen Krämpfen. In den Gängen kam es zu einem Handgemenge, einige wollten sich zu den Garderoben durchkämpfen, andere wollten direkt auf die Straße, auf nichts anderes bedacht, als die eigene Haut zu retten ...

Hinter allem stand die irrige Annahme, meine Gruppe aufständischer Bauarbeiter wären Mitglieder der „Schwarzen Hundertschaft“, die angerückt sei, das Theater aufzulösen und mit dem künstlerischen Personal den Anfang machte.

Die Zuschauer phantasierten allerlei Dinge, die niemals stattgefunden hatten; so bildeten Leute sich ein, die man wirklich nicht als naiv bezeichnen kann, beispielsweise ein junger Professor, mehrere auf Kačalov gerichtete Revolver gesehen zu haben.

Als endlich Ruhe eingezogen war, konnte die Vorstellung fortgesetzt werden, doch war das Theater kaum noch halb voll.

\* „Schwarze Hundertschaften“ war die übergreifende Bezeichnung für rechtsextreme und monarchistisch-nationalistische Organisationen in den letzten Jahrzehnten des Bestehens des Russischen Reiches

## HERRSCHAFTEN UND DIENSTBOTEN Gerhard Bauer

Natürlich gab es im Russischen Reich die unterschiedlichsten Berufe, Karrieren und sozialen Positionen, alle ihre Inhaber aber wurden einer rigiden Einteilung unterworfen, welche ihren gesellschaftlichen Wert entscheidender bestimmte als ihre etwaigen beruflichen Erfolge. Auf der einen Seite standen die wahren, d.h. freien Menschen, auf der anderen all diejenigen, die diese freien oder „besseren“ Menschen ernährten, versorgten und bedienten. Sie durften seit den gesellschaftlichen Reformen der sechziger Jahre\* nicht mehr unfrei genannt werden. Sie hatten neuerdings Rechte, nominell dieselben wie ihre Herren und „Oberen“. Aber in der üblichen Wahrnehmung der Rollen, ja schon der persönlichen Erscheinung und im daran ausgerichteten Selbstgefühl herrschte eine nahezu lückenlose Segregation – so als ob zwei verschiedene Rassen im gleichen Land koexistierten. Meyers *Großes Konversations-Lexikon* von 1906 benennt mit einem harmlos klingenden Ausdruck den rauen Grund, warum sich die Leibeigenschaft in Russland schwerer abschaffen ließ als im Westen: weil sie „mit dem Volksleben viel inniger verwachsen war als in Deutschland.“ Die Leibeigenschaft als umfassende Gesellschaftsordnung hatte eine Metaphorik hinterlassen, die die soziale, durch Vererbung weitergegebene Einteilung als schicksal- und naturhaft auswies. Dreißig, vierzig Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft war die gleiche, offenbar beliebte Bildlichkeit noch in vollem Gebrauch.

Du sollst dir in deinem Benehmen, deinen Reden und erst recht in allen Aspirationen den unüberwindlichen Abstand von den Bessergestellten einschärfen und ihn wahren. Die besseren Herrschaften brauchen es meist gar nicht auszusprechen. Die materielle und institutionelle Ordnung ihrer Häuser, ihrer Feste usw. sagt es deutlich genug, die Subalternen erinnern einander ständig, oft eifersüchtig oder hämisch, daran, und oft sagt es ein Zurückgesetzter sich selbst, dann allerdings schon meist bitter, als Belehrung aus peinlichen Zusammenstößen, die als unwürdig, eigentlich schon als „unmöglich“ empfunden werden. Dienstverhältnisse sind für sensible Menschen überaus heikle, empfindliche Beziehungen, in denen nichts in nur einer Richtung verläuft: weder der Nutzen noch die Ehrerbietung oder Bestätigung, schon gar nicht die Reflexion und Ästhetik. Wie zum Hohn wurden Diener und Kellner in der russischen Gesellschaft „Mensch“ gerufen. „Der Knecht ist die Wahrheit des Herrn“, hat Hegel in seiner *Phänomenologie* lapidar festgestellt. Die Segregation verzerrt die Wahrnehmung der einen von den anderen. Wenn die einstmals so distinguierte Anna Karenina in den letzten Stunden vor ihrem Tod die Menge auf dem Bahnsteig, darunter auch ihren längst vertrauten Diener, als „tierisch“, als eine Zumutung für ihre Nerven empfindet, dann wird das eben aus dem Zustand ihrer Nerven erklärt. Vielleicht gibt es zwischen der dienenden und der bedienten Klasse, solange sich beide in diesen Rollen gegenüberstehen, kein ruhiges Urteil, so wenig wie ein gelassenes Verhalten.

Wenn ein Herr erst einmal anfängt, mit seinem Diener „menschlich“, wie mit einem Menschen zu reden, „aufrichtige“ Antworten von ihm zu verlangen, „aus der Tiefe des Herzens“ – dann muss es geradezu schief gehen. Natürlich bekommt er zu hören: „Zu Befehl“, so wie sonst das „Ich gehorche“ sich stereotyp, enervierend sicher auch für die Befehlenden, durch die Alltagsverhältnisse zieht. Aber auch die übliche Haltung des souveränen oder routinierten Befehlens und Sichbedienenlassens geht nicht mehr unangefochten, jedenfalls nicht mehr unbemerkt und unkommentiert durch. „Kultur ist Kultur“, sagt sich der Adelspross, der seinem Adel Adieu gesagt hat, in der Art aber, wie sein verwöhnter adliger Freund dem Kellner das Trinkgeld hinwirft, „da rührt sich doch der Tatar in ihm“. Was ein Kernstück des guten Tons von einst ausgemacht hat, die betonte Distanz zwischen den Klassen, ist jetzt nicht mehr der beste Ton, sondern affektiert, borniert, outriert – an dieser Front gibt es viele Möglichkeiten, sich lächerlich zu machen.

„Die Herren mögen von Nächstenliebe, von Freiheit und von Unterstützung der Armen reden, sie bleiben aber die alten Sklavenhalter, da sie nicht ohne Diener auskommen, die sie permanent erniedrigen.“ Allmählich ist offenbar ein Bewusstsein entstanden, dass es vielleicht nicht selbstverständlich ist, wenn gesunde erwachsene Menschen sich an- und ausziehen lassen oder sich den Tee, wenn er schon auf den Tisch gebracht wurde, noch Tasse für Tasse eingießen lassen müssen. In manchen Situationen kommt es den Herrschaften zu Bewusstsein, dass sie ihre eigene Bewegungsfreiheit und Spontanität einschränken und sich von ihren dienstbaren Geistern unnötig abhängig machen, von den vielerlei Irritationen in ihrem persönlichen und intimen Leben ganz zu schweigen. Indem sie ihre „Anordnungen treffen“, halten sie sich aus dem, was wirklich geschieht, künstlich heraus.

\* Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland.

# Übrigens – ein Dienstmädchen ist auch ein Mensch.





A man with glasses and a patterned sweater stands by a white door on the left side of the set.

A wooden staircase with a handrail is located in the center of the set.

A green upholstered armchair is positioned in the lower right area of the set.

A man in a brown jacket and a woman in a patterned dress are embracing on the right side of the set.

A chandelier with multiple lit bulbs is visible in the background through a doorway on the right.



## NEULAND

Seit zwei Wochen gehe ich „unters Volk“. Und, wahrhaftig, man kann sich nichts Dümmeres vorstellen. Freilich, das liegt an mir, nicht an der Sache. Zugegeben, ich bin kein Slawophile, keiner von denen, die am Volk *genesen*, an der Berührung mit ihm; ich lege es mir nicht auf den kranken Bauch wie eine Flanellbinde ... Ich will selbst auf das Volk einwirken, bloß wie?? Wie das zuwege bringen? Wenn ich beim Volk bin, sitze ich nur da und höre zu, und wenn ich selbst etwas sage, kommt die größte Dummheit heraus. Ich spüre es selber, ich taue nichts. Ein miserabler Schauspieler in einer fremden Rolle. Hier ist Gewissenhaftigkeit eben fehl am Platze, ebenso Skeptizismus. Sogar dürftiger, einen selbst treffender Humor. Keinen roten Heller ist das alles wert! Selbst der Gedanke daran ist mir zuwider, zuwider ist mir der bloße Anblick dieser Lumpen, die ich trage, dieser Maskerade. Es wird behauptet, zuerst gelte es, die Sprache des Volkes zu erlernen, seine Sitten und Gebräuche kennenzulernen. Unsinn, Unsinn und nochmals Unsinn! Man muss an das, was man sagt, *glauben*, reden kann man, wie man will. Ich habe mal so etwas wie einen Raskolnikenpropheten\* gehört. Weiß der Teufel. Was der faselte, was für ein Mischmasch aus Kirchensprache, Literatur- und Volkssprache das war, dazu noch nicht mal in Russisch, sondern in irgend so einem Weißrussisch! „Zobe“ statt „tebe“, „ist“ statt „jest“, „y“ statt „i“, und dabei immer wieder dasselbe – wie ein Birkhahn. „Ein Geist ist über mich gekommen! Ein Geist ist über mich gekommen!“ Seine Augen glühten, die Stimme dumpf und wuchtig, die Hände zur Faust geballt – er schien aus Eisen zu sein. Die Zuhörer verstanden nichts, lauschten aber voll Andacht und folgten ihm. Wenn ich aber rede, klingt das, als wäre ich mir einer Schuld bewusst und als bäte ich um Verzeihung. Wahrlich, ich hätte wenigstens Raskolnik werden sollen, mit deren Weisheit ist es nicht weit her. Aber woher den Glauben nehmen, den Glauben! Marianna hingegen glaubt. Oh, dieser entsetzliche widerstandslose Blick! „Nimm mich hin, aber *denke daran!* Und wozu das alles? Gibt es nichts Besseres, Höheres auf Erden?!“ Mit anderen Worten: Zieh den stinkenden Kaftan an, geh ins Volk ... Und so gehe ich denn in dieses Volk.

Iwan Turgenjew

\*Raskolniken (Raskolniki, „Abtrünnige, Ketzler“, von raskol, „Kirchenspaltung“), in der griechisch-orthodoxen Kirche Russlands der gemeinsame Name für alle Sektierer und Dissidenten

ZEHN JAHRE ZUCHTHAUS, SIEBEN  
METER COURSCHLEPPE

Je rauher draußen, desto schöner, es warm zu haben. Reizlos, viel Geld zu zeigen, wenn es alle hätten. Wenn es kein Elend gäbe, das knirscht und zuseht, doppelt kontrastvoll besehen wird. Dünn, einsam, oben fängt erst das Leben an. Aber es gibt heute keinen Schick mehr, sein Geld abzusetzen. Echt von den Armen abzusetzen, so dass es funkelt wie ein Stern im Dunkel. Das macht: die ganz und gar Verlumpten, der breite skorbutmäßige Stand von früher fehlt noch mehr als das große Geld. Fehlt noch mehr als die Ritter, welche Bauern peitschen; dazu wären manche imstande, doch der stille, vor allem sichtbare Lustmord wird immer schwerer, der den Herrn erst ganz zu einem macht. Die Großen des Barock hatten auf ihren Tafeln so englisch zubereitete, so wenig durchgebratene Gänse, dass sie noch schrien, wenn man sie anschnitt: erst vor den Augen der entzückten Esser sind sie gestorben. Bettler im Staub, Pack vorm Portal, das niedergedrückt wurde, menschliches Ungeziefer in Löchern und Höhlen der Stadt, Tollkoben und Folterkammern gehörten zum Glanz wie die Qual des gefressenen Tiers zur Lust des fressenden. Ganz bedeutend muss der unterirdische Teil eines Eisbergs in die Tiefe reichen, damit der obere an der Sonne schwimmen kann.

Vor kurzem aber stellte eine arme alte Frau das richtige Verhältnis wieder etwas her. Seltsamerweise begriffen das die Reporter nicht, sondern haben geschrieben: „In der Matthäuskirche fand gestern Abend die Trauung statt, die in doppelter Hinsicht Aufsehen erregte. Durch ihren Prunk, der in seltsamem Kontrast stand zu der Not, die herrscht, und durch einen erschütternden Zwischenfall, der sich nach Abschluss der Zeremonie ereignete.“ Indes schon der Kontrast war gar nicht seltsam, im Gegenteil, und der Zwischenfall? Da trug die zu trauende Braut eine sieben Meter lange Courschleppe an ihrem Atlaskleid, und dieses warf endlich wieder seinen Schlagschatten, wurde so erst gänzlich reines Weiß. Denn eben mit dem Prunk an sich und so ganz allein, wie ihn die Ausbeutung ermöglicht, war es noch nicht getan, sondern die Armut hernach, gleichsam der Rückstand des Ausbeutungsvorgangs, ist eben die Folie, welche der Reichtum zu seiner Schaustellung vor allem braucht, wenn er nicht nur verdienen, sondern das Verdiente mit Sexualzauber in Szene setzen will. Das Inflationselement, das der sieben Meter langen Courschleppe nachsah, war noch lange nicht groß genug für so viel Reichtum, der an den Tag, vielmehr an die Nacht wollte. Erst der erschütternde Zwischenfall, wie ihn der Reporter nennt, hat richtig zugesetzt, nämlich kriminell, aus dem Zuchthaus. De profundis stürmte eine

weißhaarige Frau in den Glanz, warf sich der Courschleppe in den Weg, soll geschrien haben: „Geben Sie mir meinen Sohn wieder. Geben Sie der Wahrheit die Ehre. Mein Sohn ist durch Sie ins Zuchthaus gekommen.“ Ist die Courschleppe aus Courths-Mahler, so ist die weißhaarige Frau aus jenen echten Bezirken des Unglücks, die zum Ständestaat einmal mitgehört haben. Die das juste milieu unserer Tage auch jetzt so prächtig unterbrochen haben; eine Hochzeit im Barock. Reiche haben wir noch genug, doch es fehlen gerade die malerischen Armen. Große Herren haben wir genug, doch es fehlen die richtig gekrümmten Würmer zu ihren Füßen, die Leibgarden des Kontrasts. Aus den Arbeitslosen kommt nur ein unruhiges, ja ein stellenweise höchst gefährliches Elend, nicht aber das nötige, gestimmte, ständisch gestimmte, das einst die Verliese unterhalb der gedeckten Tafeln heulen und so jedem seinen Platz ließ. Wann reiten wieder Könige übers Schlachtfeld, auf weißem Zelter, im Abendschein, über Krüppel?

Ernst Bloch





## WO SIND DIE INTELLEKTUELLEN HIN?

Stephan Moebius

Warum gibt es heute keinen Jean-Paul Sartre mehr, der wie damals im Algerienkrieg die politischen und wirtschaftlichen Triebkräfte des Kolonialismus untersuchte und die Unterscheidung zwischen guten und bösen Kolonialherren nicht gelten ließ?

Es scheint an Intellektuellen zu fehlen, die diese Fragen stellen und die aktuellen Ereignisse für uns deuten und in einen größeren Zusammenhang stellen. Das hat mehrere Gründe. Einer ist der allgemeine Wandel der Sozialfigur des Intellektuellen. Diese entstand während der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts im Laufe der Affäre um den unschuldig verhafteten jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus. Zahlreiche Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler engagierten sich gegen die unrechtmäßige Verurteilung und gegen die Verletzung der Menschenrechte. Berühmt geworden ist in dieser Affäre das Manifest *J'accuse* von Émile Zola, der damit die Figur des klassischen engagierten Intellektuellen ins Leben rief.

Die Geburt dieser Figur ist eng mit dem Kampf um universalistische Werte der Menschenrechte, Aufklärung, Autonomie, Wahrheit und Emanzipation verbunden. Als Intellektuelle bezeichnet man seitdem Menschen, die als Wissenschaftler, Journalisten, Künstler Kompetenzen erworben haben und in die öffentlichen Auseinandersetzungen kritisch oder affirmativ intervenieren. Ihre Intervention verlief aber ohne das Medium der Öffentlichkeit sowie entsprechender Kommunikationsmittel und Institutionen ins Leere. Für die klassischen Intellektuellen wie Zola oder Sartre waren es vor allem die Universitäten, Verlagshäuser, Zeitungen und Zeitschriften, die ihnen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit sicherten und die sie für ihre Interventionen im Namen allgemeiner Werte wie Wahrheit und Gerechtigkeit nutzten.

Seit den sechziger Jahren sind es vor allem die Massenmedien des Fernsehens, heute zunehmend des Internets. Jürgen Habermas, einer der wenigen engagierten Intellektuellen in Deutschland, die noch dem klassischen Intellektuellentypus zugerechnet werden können, hat im Jahr 2006 darauf hingewiesen, dass mit dem Strukturwandel der Öffentlichkeit, der Ausweitung und der intensivierten Nutzung der Kommunikationsmedien sich auch die Gestalt des Intellektuellen verändere. Keine Gruppe 47 mehr, keine politischen Stellungnahmen von Michel Foucault, Jacques Derrida und Pierre Bourdieu, keine Intervention eines Alexander Mitscherlich und keine eingreifenden Texte mehr von Erich Fried. Der kritische Intellektuelle sei vom Verschwinden bedroht.

Das Engagement der Intellektuellen konnte in der Öffentlichkeit nur deshalb eine gewisse Resonanz hervorrufen, weil ihre Interventionen und ihre Rolle als „Störfaktor“ (Schumpeter) auf Anerkennung und Reputation ihrer journalistischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Kompetenz beruhten. Den klassischen Intellektuellen war ein gesellschaftlicher Stellvertretungsanspruch sowie eine radikale Kritik an Herrschaft gemeinsam. Man hätte sich kaum vorstellen können, dass sich ein Sartre mit Charles de Gaulle zum Essen verabredet hätte, Foucault zum Großaktionär der Waffenlobby geworden wäre oder Bourdieu zur Wahl von Nicolas Sarkozy aufgerufen hätte.

## ÜBER DAS WISSEN

Es gibt keine Antwort auf die Frage, warum der Mensch lebt, weshalb er erschaffen wurde. Aber man kann dennoch sagen, dass sich die Natur, also alles, was wir als Natur bezeichnen, in der Gestalt des Menschen möglicherweise ein Organ zur Selbsterkenntnis geschaffen hat. Die bedeutendste Eigenschaft, das wichtigste Merkmal eines jeden von uns ist das Gehirn – der feinste Stoff im ganzen menschlichen Organismus. Und deshalb ist es sehr gut möglich, dass der Mensch in der Natur genau so ein von geheimnisvollen, uns unbekanntem Kräften erschaffenes Gehirn darstellt. Ihr kennt wahrscheinlich den Ausspruch eines griechischen Weisen: „Erkenne dich selbst!“ Die Selbsterkenntnis ist die Erkenntnis der ganzen Welt, weil keiner von uns sich selbst erkennen kann, ohne dabei seine Umwelt zu erkennen. Das Leben des Menschen und seine Existenz werden ihm unverständlich sein, wenn er sich getrennt von allem betrachtet, was um ihn herum existiert und auf die eine oder andere Art und Weise auf ihn einwirkt, indem es seinen Charakter bildet, ihm diese oder jene Gewohnheit mitgibt und diese oder jene Fähigkeit in ihm weckt. Sich selbst zu erkennen, das bedeutet, die gesamte Welt, alles in der Natur Existierende zu erkennen. Selbsterkenntnis wird auch die Erkenntnis der Welt sein. Ich kann auf der Welt alles zerstören, doch einen Sinn hat es nicht, unsterblich bleibt allein der menschliche Verstand, der mit der Zeit so scharfsinnig und gewaltig sein wird, dass der Mensch sehr wahrscheinlich (und darüber zerbrechen sich auch gegenwärtig viele den Kopf) selbst die physische Unsterblichkeit erringen wird. Schon jetzt träumt eine ganze Reihe Gelehrter in verschiedenen Ländern davon, wie der Mensch langlebig gemacht werden könne, damit er 150 Jahre lebe und dies erst die mittleren Jahre seines Lebens wären und so weiter. Wenn ihr darüber nachdenkt, Genossen, dann werdet ihr sehen, dass in diesem Fall der menschliche Verstand dem Tod als Naturerscheinung den Krieg erklärt. Dem Tod selbst. Es ist meine innere Überzeugung, dass der Mensch früher oder später, vielleicht in zweihundert, vielleicht auch erst in tausend Jahren, wirklich die Unsterblichkeit erringen wird. Ich sehe überhaupt keine Grenzen für die Kräfte des menschlichen Verstandes, für seine Arbeit, ja für seine Schaffenskraft. Und selbst wenn uns der Gedanke, dass der Mensch kraft seines Verstandes eine solche Erscheinung wie den Tod besiegen wird, seltsam, fantastisch oder märchenhaft-kindisch vorkommen mag, dann erinnere ich nur daran, dass noch vor vierzig Jahren die Unterwasserfahrt als kindischer Gedanke galt, man vor zehn Jahren den drahtlosen Telegrafen erfand, wir uns vor dreißig Jahren in die Lüfte erhoben haben und in letzter Zeit der menschliche Verstand ohnehin solche Erfolge zeitigte, dass sie aufzuzählen nahezu unmöglich sein dürfte.

Maxim Gorki

# DIE NEUE MENSCHLICHE AGENDA

Yuval Noah Harari

Es waren immer die gleichen drei Probleme, welche die Menschen beschäftigten, ob im China des 20. Jahrhunderts, im mittelalterlichen Indien oder im alten Ägypten. Ganz oben auf der Liste standen stets Hunger, Krankheit und Krieg. Generation für Generation beteten die Menschen zu jedem Gott, jedem Engel, jedem Heiligen, und sie erfanden unzählige Instrumente, Institutionen und Gesellschaftssysteme – trotzdem starben sie weiter millionenfach an Hunger, Epidemien und Gewalt. Viele Denker und Propheten kamen zu dem Schluss, Hunger, Krankheit und Krieg seien eben fester Bestandteil von Gottes kosmischem Plan oder unserer unvollkommenen Natur, und erst am Ende aller Zeit würden wir davon befreit werden.

Doch am Morgen des dritten Jahrtausends wacht die Menschheit auf und macht eine erstaunliche Feststellung. In den letzten Jahrzehnten ist es uns gelungen, Hunger, Krankheit und Krieg im Zaum zu halten. Natürlich sind diese Probleme nicht vollständig

gelöst, aber was einmal unbegreifliche und unkontrollierbare Kräfte der Natur waren, sind jetzt Herausforderungen, die sich bewältigen lassen. Wir müssen zu keinem Gott oder Heiligen mehr beten, um davor bewahrt zu werden. Wir wissen ziemlich genau, was zu tun ist, um Hunger, Krankheit und Krieg zu verhindern – und in der Regel gelingt uns das auch.

Zum ersten Mal in der Geschichte sterben mehr Menschen, weil sie zu viel essen und nicht weil sie zu wenig essen. Mehr Menschen sterben an Altersschwäche als an ansteckenden Krankheiten. Und mehr Menschen begehen Selbstmord als von Soldaten, Terroristen und Kriminellen zusammen getötet werden. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts stirbt der Durchschnittsmensch mit größerer Wahrscheinlichkeit, weil er sich bei McDonald's vollstopft, als durch eine Dürre, Ebola oder einen Anschlag von al-Qaida.

Wenn wir Hunger, Krankheit und Krieg tatsächlich unter Kontrolle brin-

gen, was wird dann auf der menschlichen Agenda ganz oben stehen?

Im 21. Jahrhundert werden die Menschen vermutlich ernsthaft nach der Unsterblichkeit greifen. Der Kampf gegen das Alter und den Tod wird dabei lediglich den althergebrachten Kampf gegen Hunger und Krankheit fortführen und den höchsten Wert der gegenwärtigen Kultur zum Ausdruck bringen: den Wert des menschlichen Lebens. Fortwährend werden wir daran erinnert, dass das menschliche Leben das Heiligste auf Erden ist. Jeder sagt das – Lehrer in den Schulen, Politiker in Parlamenten, Anwälte vor Gericht und Schauspieler auf Theaterbühnen. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, die nach dem Zweiten Weltkrieg von den Vereinten Nationen verkündet wurde – und dem, was wir uns unter einer weltweiten Verfassung vorstellen, vermutlich am nächsten kommt –, stellt kategorisch fest, grundlegendster Wert der Menschheit sei das „Recht auf Leben“. Da der Tod eindeutig gegen

dieses Recht verstößt, ist er ein Verbrechen gegen die Menschheit, und deshalb sollten wir den totalen Krieg gegen ihn führen.

Die gesamte Geschichte hindurch haben Religionen und Ideologien das Leben selbst nicht heiliggesprochen. Sie huldigten stets etwas, das oberhalb oder jenseits des irdischen Daseins stand, und waren dementsprechend gegenüber dem Tod ziemlich tolerant. Stand ein Mensch kurz vor seinem letzten Atemzug, dann war es an der Zeit, einen Priester, Rabbi oder Schamanen zu holen, eine Bilanz des Lebens zu ziehen und seine eigentliche Rolle im Universum zu übernehmen. Die moderne Wissenschaft und die moderne Kultur haben eine gänzlich andere Auffassung von Leben und Tod. Sie halten den Tod nicht für ein metaphysisches Mysterium, und sie betrachten ihn mit Sicherheit nicht als Quelle für den Sinn des Lebens. Für moderne Menschen ist der Tod vielmehr ein technisches Problem, das wir lösen können und lösen sollten.

Und für jedes technische Problem gibt es eine technische Lösung. Wir müssen nicht auf das Jüngste Gericht warten, um den Tod zu überwinden. Dazu reichen ein paar Freaks in einem Labor. Wir können die Krebszellen mittels Chemotherapie und Nano-Robotern abtöten. Wir können die Keime in der Lunge mit Antibiotika bekämpfen. Wenn das Herz zu schlagen aufhört, können wir es mit Medikamenten und Elektroschocks wieder in Gang setzen – und wenn das nicht funktioniert, dann pflanzen wir eben ein neues Herz ein. Zugegeben, gegenwärtig haben wir noch nicht für alle technischen Probleme eine Lösung. Aber genau deshalb investieren wir so viel Zeit und Geld in die Erforschung von Krebs, Keimen, Genen und Nanotechnologie.

Sogar ganz gewöhnliche Menschen, die mit wissenschaftlicher Forschung nichts am Hut haben, halten den Tod inzwischen überwiegend für ein tech-

nisches Problem. Wenn eine Frau zum Arzt geht und fragt: „Herr Doktor, was fehlt mir?“, dann wird der Arzt in der Regel antworten: „Sie haben Grippe“ oder „Sie haben Tuberkulose“ oder „Sie haben Krebs“. Aber er wird nie sagen: „Sie haben Tod“. Und wir haben alle den Eindruck, dass Grippe, Tuberkulose und Krebs technische Probleme sind, für die wir eines Tages eine technische Lösung finden.

Der Tod ist inzwischen schon fast automatisch zu einem Grund für Gerichtsverfahren und Untersuchungen geworden. „Wie konnte es sein, dass sie starben? Irgendjemand muss an irgendeiner Stelle versagt haben.“

Die weit überwiegende Mehrheit der Forscher, Ärzte und Wissenschaftler distanziert sich nach wie vor von unverhohlenen Unsterblichkeitsträumen und behauptet, man versuche lediglich, dieses oder jenes spezifische Problem zu lösen. Weil aber Alter und Tod die Folge von nichts anderem als eben spezifischen Problemen sind, gibt es keinen Punkt, an dem Ärzte und Forscher aufhören und erklären: „Bis hierher und keinen Schritt weiter.“ Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte spricht nicht davon, die Menschen hätten ein „Recht auf Leben bis ins Alter von 90 Jahren“. Sie spricht davon, der Mensch habe ein Recht auf Leben. Punkt. Dieses Recht kennt kein Verfallsdatum.

Eine wachsende Minderheit von Wissenschaftlern und Denkern spricht heute folglich offener davon, dass es das Vorzeigeuferfängen der modernen Wissenschaft sei, den Tod zu besiegen und den Menschen ewige Jugend zu verschaffen. Namhafte Beispiele sind der Gerontologe Aubrey de Grey und der Universalgelehrte und Erfinder Ray Kurzweil (der 1999 die US National Medal of Technology and Innovation erhielt). 2012 wurde Kurzweil zum Leiter der technischen Entwicklung bei Google ernannt, und ein Jahr später gründete Google ein Subunternehmen

namens Calico, dessen erklärtes Ziel darin besteht, „den Tod zu beseitigen“. Vor Kurzem hat Google einen weiteren Unsterblichkeitsgläubigen zum CEO des Investmentfonds Google Ventures gemacht, nämlich Bill Maris. Im Januar 2015 sagte Maris in einem Interview: „Wenn Sie mich heute fragen, ob es möglich ist, 500 Jahre alt zu werden, so lautet die Antwort Ja!“ Maris untermauert seine mutigen Worte mit jeder Menge Geld. Google Ventures investiert 36 Prozent seiner zwei Milliarden Dollar in Start-up-Unternehmen aus dem Bereich Biowissenschaften/Life Sciences, darunter einige ambitionierte Projekte zur Lebensverlängerung. Und warum? Weil, so Maris, „leben besser ist als sterben“.

Die rasante Entwicklung auf Gebieten wie der Gentechnik, der regenerativen Medizin und der Nanotechnologie befeuert noch optimistischere Prognosen. Einige Experten glauben, die Menschheit werde 2200 den Tod überwinden, andere sprechen vom Jahr 2100. Kurzweil und de Grey sind in dieser Frage noch zuversichtlicher. Sie behaupten, jeder, der 2050 über einen gesunden Körper und ein gut gefülltes Bankkonto verfüge, habe eine ernsthafte Chance auf Unsterblichkeit und könne dem Tod ein Jahrzehnt nach dem anderen abluchsen. Glaubt man Kurzweil und de Grey, dann werden wir alle zehn Jahre oder so in eine Klinik marschieren und eine Art Generalüberholung vornehmen lassen, die nicht nur Krankheiten heilt, sondern auch nachlassendes Gewebe regeneriert und Hände, Augen und Gehirn wieder in Form bringt. Bevor die nächste Behandlung fällig ist, werden Ärzte eine ganze Palette neuer Medikamente, Maßnahmen und Geräte erfunden haben. Wenn Kurzweil und de Grey recht haben, dann spazieren bereits einige Unsterbliche neben uns durch die Straßen – zumindest wenn man in der Wall Street oder auf der Fifth Avenue unterwegs ist.

**Irgendwann ist unter dem Strahl der Sonne ein Stück Eiweiß zum Leben erwacht. Es hat sich vervielfältigt und wurde zum Adler, zum Löwen, zum Menschen. Bald kommt die Zeit, wo aus uns ein Organismus entstehen wird –**

**die Menschheit! Und die Grundlage für die Entwicklung jeder einzelnen Zelle ist die Leistung des Intellekts – unserer Arbeit! Nur die Angst vor dem Tod hindert die Menschen, frei zu sein!**



Technische Vorstände:

Technische Leitung: Will-Jan Pielage, Frits Nieuwland • Produktions- und Werkstattleitung: Oliver Kroll  
 Bühnentechnische Leitung: Franz Schenkel • Leitung Beleuchtung: Denny Klein, Wolfgang Macher  
 Leitung Tonabteilung: Henry Skowronek • Kostümdirektorin: Britta Brodda • Chefmaskenbildner: Georg Herzog  
 Leitung Requisite: Marillo Ricken

Für die Aufführung verantwortlich:

Bühnentechnik: Uwe Marx • Konstruktion: Lukas Theune • Ton: Jordy Zoet, Andreas König, Philipp Schmidt  
 Stellwerk: Michael Stumpf • Malersaal: Marcus Loer • Dekoration: Verena di Battista  
 Schlosserei: Olaf Schug • Schreinerei: Jürgen Brucks • Damengewandmeisterin: Cornelia Fischer  
 Herrengewandmeister: Dieter Zunke • Maske: Tanja Bade, Christian Bernecker, Stefanie Lingener  
 Requisite: Juliane Görtzen, Sonja Klisch, Verena Simons

BILDNACHWEISE

– Meyer, Henri: *Cholera in Russia, the troubles in Astrakhan*, 1892

TEXTNACHWEISE

- Bauer, Gerhard: *Lichtstrahl aus Scherben. Čechov*. Frankfurt am Main: Klostermann Nexus, 2000
- Bloch, Ernst: *Spuren*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1970
- Block, Alexander: *Ausgewählte Werke*. Berlin: Verlag Volk und Welt, 1978
- Gorki, Maxim: *Der 9. Januar*. Berlin: Malik-Verlag, 1926
- Gorki, Maxim: *Über das Wissen. Stenogramm eines Vortrags*. In: Petzer, Tatjana (Hg.): *Unsterblichkeit. Slawische Variationen*. Berlin: Matthes & Seitz, 2021
- Harari, Yuval Noah: *Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen*. München: C.H. Beck, 2017
- Moebius, Stephan: *Wo sind die Intellektuellen hin*. <https://www.zeit.de/kultur/literatur/2011-05/intellektuelle-essay-2>
- Nemirovič-Dančenko, Vladimir I.: *My Life*. London: Geoffrey Bles, 1937
- Turgenjew, Iwan: *Rauch. Neuland*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag, 1974
- Unbekannt: *Der Choleraumult in Saratow (Russland) 1892*. Aus: Berlin: Illustrierte Zeitung Nr. 2565. 27. August 1892.  
 Zitiert aus: [http://www.lexikus.de/bibliothek/Der-Choleraumult-in-Saratow-\(Russland\)-1892](http://www.lexikus.de/bibliothek/Der-Choleraumult-in-Saratow-(Russland)-1892)
- Wosnessenski, Andrej: *Wenn wir die Schönheit retten*. Gedichte. Berlin: Verlag Volk und Welt, 1988

Die Texte wurden teilweise behutsam in sich gekürzt sowie an die aktuell geltende Rechtschreibung angepasst.

Wir haben uns bemüht, alle Urheberrechte zu ermitteln;  
 sollten darüber hinaus Ansprüche bestehen, bitten wir, uns diese mitzuteilen.

AUF DEN FOTOS

S. 2: Anna Blomeier • S. 4–5: Anne Rietmeijer, Victor IJdens, Guy Clemens, Dominik Dos-Reis  
 S. 7: Guy Clemens, Michael Lippold • S. 8–9: Anna Blomeier, Guy Clemens  
 S. 10: Dominik Dos-Reis, Anne Rietmeijer • S. 13: Amelie Willberg, Karin Moog  
 S. 14–15: Guy Clemens, Victor IJdens, Anna Blomeier • S. 16: Guy Clemens • S. 18: Amelie Willberg, Anna Blomeier  
 S. 19: Anna Blomeier, Konstantin Bühler • S. 26–27: Guy Clemens, Emily Lück

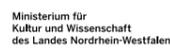
IMPRESSUM

Herausgeber: Schauspielhaus Bochum AöR  
 Spielzeit 2022/2023  
 Intendant: Johan Simons  
 Kaufmännischer Direktor: Dr. Matthias Nowicki  
 Verwaltungsratsvorsitzender: Dietmar Dieckmann  
 Redaktion: Marvin L. T. Müller, Angela Obst  
 Grafisches Konzept: The Laboratory of Manuel Bürger  
 Grafik: Katharina Böhler, Larissa Leich  
 Fotografie: Matthias Horn

Hauptsponsor:



Förderer:



Ich ging am Ob entlang. Ein Enterich  
 lief neben mir her. Am Ufer  
 der Liebe wanderte ich  
 und hörte das klagende Rufen

der Dörfer und das Weinen im Fluss.  
 Kein Hahn schrie, es schwiegen die Hunde.  
 Überall Kreuze als Fensterverschluss:  
 das Jahrhundert in letzter Stunde.

Ich ging an Häusern und Katen vorbei,  
 sah all die Ustinjas und Ingen,  
 und ich sah die nahende Wüstenei  
 als Werwo ihr Leben verschlingen.

Der Fisch aus der Tiefe schrie: „Menschensohn,  
 meine Kinder will ich dir schenken;  
 aber zerstör nicht, bewahre den Strom,  
 und sei es als Rinnsal, den Enkeln!“

Ich schritt unter blauen Fichten dahin,  
 ein Fotograf ihrer Gesichter,  
 und ihr Henker, die Stunde im Sinn,  
 mit dem Schwert die Opfer zu richten.

Und es stand schweigend der russische Wald,  
 ein wenig am Leibe schauernd,  
 aber die Augen nicht senkend vor der Gewalt:  
 ein Mensch an der Hinrichtungsmauer.

Es blickten die Eichen ins Abendrot,  
 von Phidias in Stein nicht gehauen,  
 nicht geschaffen von Michelangelo.  
 Fortan wird hier niemand mehr schauen.

„Mörder Mensch, geh und bekreuzige dich!“  
 schrie, was lebte, mir in die Ohren.  
 Es war als Schatten des künftigen Lichts  
 nuklearer Blitze geboren.

„Henker des Getiers und der Vögel du,  
 Mensch, du entwickelter Affe!  
 Löscht aus den genialen Sinn der Natur  
 und hast nie dergleichen erschaffen.“

Und ich suchte, aber ich fand dich nicht,  
 die absurden Räume verfluchend,  
 und ich suchte, aber fand auch nicht mich,  
 fand mich nicht, so sehr ich auch suchte,

und begriff mit schrecklicher Deutlichkeit:  
 es wird kein Jahrhundert sich wenden,  
 kein Jahr, kein Tag werden kommen. Die Zeit  
 geht mitten im Wörtchen zu Ende ...

Eine hohle Nuss war die Erde, fäulnisbefleckt,  
 und eine Stimme vom Himmel klagte:  
 „Menschlein, du Mehlwurm; Insekt,  
 das mir einen solchen Planeten zernagte!“

... Und später stand ich in meinem Traum  
 auf der berüchtigten Schwelle  
 und sah jenen Knopf im Kommandoraum:  
 die Klingel zum Ruf nach der Hölle.

Es gab keinen Weg mehr zurück.  
 Zornig, die Lippen zerbissen,  
 habe ich diesen Knopf nicht gedrückt,  
 sondern samt seinen Drähten herausgerissen.

Andrej Wosnessenski



**Nur die Kunst kann das ewige Streben der Menschheit in die Ferne, in die Höhe widerspiegeln ...  
Wenn der Künstler dieses Streben fühlt und wenn er an die strahlende Kraft der Schönheit glaubt,  
dann werde ich sein Bild, sein Buch, seine Sonate verstehen und bewundern ...**

